

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Zur Esperantokrisis
Autor: E.Z.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572368>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ist überhaupt ein so trauriger Name! Man muß weinen, wenn man ihn nur hört. Sie möchte wohl unendlich gern Juliane heißen. Dann müßten alle Mädchen weinen... Sie würde wohl eine Dichterin werden! Alle Leute brächten ihr Kränze von Lorbeeren, und sie würde sich dann mit leiser Stimme bedanken. Das ist so vornehm. Prinzessinnen reden nicht laut und Dichterinnen auch nicht. Sie würde schreiben wie Storm. Ganz so schön nicht, natürlich, aber wunderschön...

Dann hat sie noch etwas, was gewiß niemand mehr besitzt außer ihr. Einen grünen, glatten, schimmernden Stein. Das ist ein Glücksstein. Sie hat ihn gefunden in einer Wiese, als sie Margueritten suchte. Königinnen und Dichterinnen finden solche Steine. Maria hat ihn in Watte gebettet. Sie versteckt auch ihn in der Mauerpalte. Wenn die Sonne am schönsten leuchtet, legt sie ihn auf die flache Hand und freut sich an dem Gefunkel... Ja, sie ist unendlich glücklich, die kleine Maria...

Zur Esperantokrise.

Nachdruck verboten.

Es ist kein übler Beweis für die lebendige Existenz der Weltsprache, daß sie das Schicksal und das Geheimnis alles Lebenden teilt, die Entwicklung. Es ist also das Esperanto kein totes, erkünsteltes Ding. So sehr hat es gelebt, sich entwickelt, daß es bereits seine Krisis hat, seine Spaltung, den Kampf ums Dasein der Parteien, seine Konservativen und seine Radikalen und sein Zentrum. Es fragt sich nur, ob solche Entwicklung nicht den Namen verhängnisvoller Frühreife verdient. Denn bei Licht besehen liegt das Kind noch so ziemlich in den Windeln. Welches nun immer die Schlüsse seien, die wir aus solchen Umständen für unsern Glauben an das Esperanto ziehen zu müssen: wo wir soviel Leben finden, fühlen wir uns hingezogen, wir mögen glauben, wir mögen wollen oder nicht. Man kann der ärmste aller Steptiker, der negativste aller Verneiner sein: man wird sich dem Reiz nicht entziehen können, einmal für ein halbes Stündchen einem der Rufer im Streit zuzuhören und sich in das Getriebe des Kampfs und die Natur seines Preises einweihen zu lassen, falls unser Gewährsmann so aufklärungsbegeistert zu unserer primitiven Stufe herabsteigt und uns in dem Idiom, das den ersten Bedürfnissen unserer Kindheit Ausdruck gegeben, seine leuchtendrote Broschüre auf den Tisch fliegen läßt. „Die Weltsprache“ lautet der Titel. „Eine Studie zur Frage ihrer Reform“. Von Professor Dr. L. Pfaunder, wirklichem Mitglied der Wiener Kaiserlichen Akademie und der Delegation. Stuttgart, Franck'sche Verlagsbuchhandlung. Der genannte Verlag sei bei diesem Anlaß überhaupt bestens empfohlen mit seinem bereits schon so beträchtlich angewachsenen Reichtum an Hilfsmitteln und Literatur. Da erscheinen zu billigen Preisen: Franck's Esperanto-Sprachführer, enthaltend Vollständiges Lateinwörterbuch, Esperanto-Deutsch und Deutsch-Esperanto, einen Abriss der Grammatik und zahlreiche Übungen und Beispiele zur Konversation in der internationalen Hilfssprache; Progreso, offizielles Organ der Delegation für Annahme einer internationalen Hilfssprache, monatliche Zeitschrift in internationaler Sprache; International-deutsches Wörterbuch von L. de Beaufront und Dr. L. Couturat; International-englisches Wörterbuch, International-französisches Wörterbuch; Noegli, Leichtfaßliches Lehrbuch der internationalen Hilfssprache; Elementare Grammatik mit Übungen (Exercaro); Kompletta lernolibro por Esperantistoj (mit einem Lexikon); Germana Guidlibreto, elementare Grammatik auf vierundzwanzig Seiten mit mehr als zweitausend üblichen Wurzeln; Franca Guidlibreto und Angla Guidlibreto, „für die Korrespondenz mit diesen Völkern sehr dienlich“; Fried, Lehrbuch der Weltsprache Esperanto; Jürgensen, Lehr-, Übungs- und Lesebuch, mit Schlüssel; Anziehende Lektüre

für Esperantisten: Bölsche, La ama vivo en la natura; Grilparzer, La monaĥejo; Heyse, Edzigo en Capri. Wir fügen diese Angaben bei, um unsern Lesern auch an dieser Stelle gleich einmal, wenigstens auszugsweise, einen Begriff zu bieten, wie reich bereits der Schatz an Hilfsmitteln geworden, welche ungeahnten Gebiete die Weltsprache sich bereits erobert hat, und um sie bei allfällig vorhandenen Gelüsten zum Anbeißen zu ermutigen.

Der Verfasser unserer Broschüre beginnt damit, „die gegenwärtige Lage des Esperanto“ zu kennzeichnen. Bisher ist das Esperanto Zamenhofs Schöpfung und Verdienst. Er hat das Wunderbare geleistet, eine künstlich produzierte Sprache so weit zu entwickeln, daß sie viel ernster genommen wird als alle bisherigen Versuche in dieser Richtung, so ernst, daß der



Daniel Jbly, Genf. Bildnis der Schriftstellerin Louise Michel.

Glaube an sie in ein weites Publikum gedrungen ist und die Lehreinrichtungen, wenigstens die für praktische Karrieren vorbereitenden Institute ernstlich mit ihr rechnen, sie als Lehrfach in ihr Programm aufnehmen. Sie ist also auf dem besten Wege, wenn nicht „die“, so doch „eine der“ Weltsprachen zu werden. Im Laufe ihrer Berührung und Verbindung mit dem praktischen Leben sind aber begreiflicherweise Schwächen zutage getreten, wie sie bei so manchem andern technischen Kunstwerk der Theorie verborgen bleiben und durch die Anwendung und nur durch diese in Erfahrung gebracht werden können.

Sie sind dem Hersteller nicht entgangen; aber als er Hand an sie legen wollte, hielten ihn seine Jünger entschrieben und mit Erfolg davon ab. Hieß es nicht alles in der Praxis gewonnene Terrain aufs Spiel setzen, wenn man nun, da das Instrument zu arbeiten begonnen, neuerdings in seinen Organismus eingriff? Später vielleicht, wenn es einmal seinen Kurs hätte und im Prinzip so eingelebt wäre, daß es nicht mehr um Sein oder Nichtsein ginge, dann könnten eventuell Reformen zu wagen und am Plage sein. Der Einwand ist plausibel genug.

Aber die Freude an diesem schöpferischen Sprachstudium hatte schon zu weite Kreise gezogen, das Problem der Entwicklung, des Weiterstehens, da, wo der Meister für einmal Halt gemacht, zu viele gereizt. Und so ist denn der „fortschrittliche“ Flügel der Esperantisten unter Couturat der Meinung, daß eine sofortige Verwirklichung sicherer Erkenntnisse in der Richtung der Verbesserung die Werbekraft der Kunstsprache so bedeutend erhöhen würde, daß eine aus den Änderungen für den Augenblick sich ergebende Hemmung dagegen nicht in Betracht fallen könne. Diese Minorität ist heute bereits im Fall, Grammatik und Wörterbuch des neuen Idioms fertig vorzulegen. Sie bezeichnen es als „wohlklingend, international verständlich, leicht sprechbar und logisch gebaut und deshalb leicht erlernbar, was für seine rasche und allgemeine Ausbreitung von ausschlaggebender Bedeutung sei“.

Ob nun der Gegensatz, der sich da gebildet, der Weltsprache als solcher verhängnisvoll werde, vielleicht gar den Anfang vom Ende bedeute, wird von der großen Masse in der Mitte zwischen diesen beiden Flügeln abhängen. Sie setzt sich aus allen jenen Anhängern des Esperanto zusammen, „die zwar der vernünftigen Einsicht Raum geben, daß es wirklich verbesserungsfähig und auch verbesserungsbedürftig ist, die aber trotzdem der neuen Mundart sich nicht einfach anschließen wollen, und zwar einerseits deshalb nicht, um eine Spannung zu vermeiden, andererseits auch deshalb nicht, weil sie nicht mit allen Abänderungen der neuen Mundart einverstanden sind. Diese in der Mitte stehenden Esperantisten bilden aber keine einheitliche Mittelpartei; sie zerfallen vielmehr in eine Anzahl Schattierungen, die mehr oder weniger dem konservativen oder dem progressistischen Flügel zuneigen. Diese Uneinigkeit, sowie der Umstand, daß diesen

zur Vermittlung berufenen Parteien eben deshalb kein fertig gestelltes vermittelndes Sprachmuster, über das man debattieren und beschließen könnte, vorliegt, schwächt ihren Einfluß und macht sie zum Vermittlungswerk wenigstens vorläufig unfähig.“ Also hier die „Orthodoxen“, welche die neue Mundart als ganz außerhalb des Esperanto stehenden, ganz anderweitigen Versuch zu einer Weltsprache wie so viele andere behandeln, seine Träger als Kezer brandmarken und aus der Gemeinde ausschließen — da die Modernisten, deren Ueberzeugung von der alleinigen Tüchtigkeit ihrer Sprache zu solcher Vehemenz zu erwachsen droht, daß die Neigung zum Parlamentieren mit den Mittelparteien zusehends schwindet. Und dazu kommen nun noch Gegensätze geschäftlicher Interessen und persönliche Gegensätze, wie es denn zu verwundern wäre, wenn diese Zukunftsmusik die einzige Ausnahme machen und am Kapitel des Menschlichen, Muzumenschlichen keinen Teil haben sollte.

Der Autor geht nun an die Begründung der Notwendigkeit einer Reform. Er wirft der Zamenhoffschen Schöpfung in ihrem jetzigen Zustand ein ungeeignetes, weil bei aller theoretischen Plausibilität unpraktisches Alphabet, Verstoßen gegen den Wohlklang, Schwierigkeiten der Aussprache und ungenügende Internationalität des Wortschatzes vor und fügt zu den betreffenden Vorzügen der Neuerung den Hinweis auf die große Erleichterung durch die leichte und sichere Ableitung aller Wörter einer Familie von je einer Wurzel, die allein zu lernen und zu merken ist. Von einem Kongreß kann Paubler keine Rettung aus diesen Wirralen erwarten. Dem einflüßlich diskutierten Problem der allmählichen Umwandlung vermag er bloß die Aussicht auf Fortdauer des Streites abzugewinnen. Eine neue Sprache muß als Ganzes geprüft werden. Sie muß fix und fertig sein vor der Einführung und Erprobung. Es würde zum Chaos führen, wollten die Journale die Anzahl Einzelverbesserungen, die da und dort auftauchen, zum Abdruck bringen. Nur solche Sprachen sollen sie zulassen dürfen, die in Grammatik und Wörterbuch abgeschlossen vorliegen. Zwischen den fertigen Mustern aber soll frische, freie Konkurrenz gelten. Dann wird auch ohne die fehlende Autorität das Beste, indem es sich auf die Dauer bewährt, durchdringen und endgültig herrschen. „In den Lauten dieser Sprache,“ so schließt der zukunftsfrohe Autor, „möge dann in allen Teilen der Welt das Lob derjenigen erklingen, die dieselbe erfunden, verbessert und ihre Ausbreitung durch einträchtiges Zusammenarbeiten erwirkt haben!“

Wir haben es nicht gewagt die malerischen Beispiele, mit denen argumentiert wird, zu wiederholen. Wir hielten es aber für angemessen, diesen kurzen Blick auf den Stand der Frage mit unsern Lesern zu teilen, damit sie ihre Urgebild leichter zu zügeln, zuzuwarten vermöchten, bis die Idealsprache, das Esperanto letzter Instanz, fix und fertig dem Gebrauch übergeben wird.

E. Z.

Daniel Jhly.

Nachdruck verboten.

Mit dem Bildnis des Künstlers, zwei Kunstbeilagen und zwölf Reproduktionen im Texte*).

Im Jahre 1903 hat „Die Schweiz“ im Anschluß an eine Sonderausstellung des Malers in der Winterthurer Kunsthalle die beiden Bilder „Sandgewinner in der Arve“ und „Der alte Bahnhof von La Chaux-de-Fonds“ wiedergegeben und mit ein paar Worten auf den begabten Welschen hingewiesen**). Es ist in doppelter Hinsicht zu begrüßen, wenn uns heute die Individualität Jhly's in größerer Vollkommenheit vor Augen geführt wird und wir an zahlreichen Reproduktionen seiner

Arbeiten den schlichten Mann in der bescheidenen Kasse bei St. Georges, den Maler mit dem poetischen Gemüte näher kennen lernen. In doppelter Hinsicht, weil damit uns Deutschschweizern die intimere Kenntnis eines Vertreters der welschen Kunst — wenn dieser Ausdruck überhaupt erlaubt ist — vermittelt wird.

Daniel Jhly ist im Jahre 1854 zu Genf geboren; doch es beanspruchen ihn, nach einer welschen Zeitung zu schließen, auch die Neuenburger für sich. Ueber seine Karriere ist nicht viel bekannt; der Künstler spricht nur von seiner Kunst. Er war Schüler von Barthélemy Menn in Genf, dem Schüler von Ingres, lebte dann

*) Die photographischen Aufnahmen zu unsern Reproduktionen stammen sämtlich aus dem photographischen Atelier von Hermann Lind in Winterthur.

**) Vgl. „Die Schweiz“ VII 1903, 252 ff.